

# Körperbild und Körperbildstörungen: Der Körper als gestaltbare Identitätskomponente

Karin Pöhlmann, Peter Joraschky

## Zusammenfassung

Generelle soziokulturelle Entwicklungstrends, wie die Überzeugung, dass der Körper grundsätzlich gestaltbar ist, oder das in den Medien repräsentierte unrealistische Schlankheitsideal sind Faktoren, die von außen auf das individuelle Körperbild wirken. Negative Einstellungen zum eigenen Körper und Unzufriedenheit sind nicht nur kennzeichnend für klinische Phänomene, sondern betreffen heute relativ große Teile der Bevölkerung. Das Streben nach Schlankheit, Fitness und Attraktivität ist zu einer normativen Entwicklungsaufgabe geworden. Auf der Basis des Identitätsmodells von Roy Baumeister wird beschrieben, in welchen Aspekten sich die Bedeutung des Körpers als Träger der Identität gewandelt hat. Körperbildimensionen wie Schlankheit, Fitness und Attraktivität können als Identitätskomponenten verstanden werden, deren Erwerb nie vollständig abgeschlossen werden kann. Ein anderer Ausdruck der individuellen Gestaltung des eigenen Körpers sind Körpermodifikationen wie Tätowierungen und Piercings. Sie können entwicklungspsychologisch Ausdruck einer gelungenen Identitätsentwicklung sein, wenn sie die erfolgreiche Bewältigung von Anforderungen symbolisieren, sie können aber auch Identitätsdefizite verdecken, die durch symbolische Selbstergänzungen kompensiert werden.

## Schlüsselwörter

Körperbild, Körperbildstörung, Körpermodifikation, Identitätsentwicklung, Selbstdefinition

## Außen: Körperideale und Bodyismus

Mit der Verbreitung der Massenmedien kam es zu einer Vereinheitlichung des Schönheitsideals (Mazur 1986). Innerhalb einer Gesellschaft herrscht ein globaler Trend im Körperideal (Johnston 1993, Thiel 1997). In westlichen Kulturen gilt Schlankheit als Standard. Seit den 60er-Jahren werden in den Medien zunehmend schlankere Frauen dargestellt, das gilt für Models, Playmates, Filmschauspielerinnen und Schaufensterpuppen (Garner et al. 1980, Rintala u. Mustajoki 1992, Silverstein et al. 1986, Wiseman et al. 1992). Der reale Entwicklungstrend zeigt aber, dass die Körpergröße und das Körpergewicht von Frauen in den letzten Jahrzehnten stetig zugenommen hat (Rodin et al. 1985).

Gleichzeitig bestehen aber auch mehrere – schlanke – Schönheitsideale nebeneinander. Eco (2004) charakterisiert das Zeitalter der Massenmedien als totalen Synkretismus und spricht vom absoluten und unaufhaltsamen Polytheismus der Schönheit (S. 428). Ein weiterer genereller Trend besteht darin, dass die Mode immer mehr vom Körper sichtbar macht und immer weniger Möglichkeiten lässt, Mängel und Unvollkommenheiten zu verstecken (Johnston 1993).

Der Einfluss der Medien auf körperbezogene Einstellungen und Verhaltensweisen und ihre Modellfunktion wurden in den 90er-Jahren in den USA und Großbritannien im Zusammenhang mit dem „heroin chic“ und dem so genannten „waif look“, verkörpert besonders durch die Werbekampagnen von Calvin Klein, in denen u.a. Kate Moss abgebildet wurde, kontrovers diskutiert. Präsident Clinton

rief die Medien 1997 auf, ihre Verantwortung wahrzunehmen und nicht durch die Darstellung von bleichen, hohlhäutigen und ausgemergelten Models Drogensucht zu verherrlichen (Federal Document Clearing House 1997). Auch Essstörungen als Strategien der Gewichtsregulierung werden durch Models vorgelebt. Selbst Eco (2004, S. 428) spricht von der „bulimischen Anmut der jüngsten Mannequins“. Allerdings kommen Essstörungen bei Models nicht häufiger vor. Es finden sich allerdings häufiger Alkoholmissbrauch und Gebrauch von illegalen Drogen (Santonastaso et al. 2002).

Die Übereinstimmung mit dem geltenden Körperideal stellt eine Art von kulturellem Kapital dar, das für den Einzelnen ein Zugang zu Aufstiegschancen und eine Quelle von Prestige sein kann. In Anlehnung an racism und ageism spricht van den Broek (1988) vom Bodyismus unserer Kultur, was heißt, dass der Körper zur generellen Bewertungsgrundlage wird, an der der Wert der Person gemessen wird – von ihr selbst und von anderen. Die körperliche Erscheinung wird als Ausdruck der inneren Qualitäten eines Menschen interpretiert. Das Körperideal wird damit zum moralischen Ideal. Schlankheit wird zum Ausdrucksmittel für positive Eigenschaften wie Attraktivität, Selbstkontrolle, Leistungsfähigkeit und Erfolg. Dicksein wird als Ausdruck von Faulheit, Charakterschwäche und Versagen interpretiert und der persönlichen Verantwortung des Betroffenen zugeschrieben (Brownell 1991).

Die Tatsache, dass Frauen immer noch häufiger als Männer durch das Phänomen des „marrying up“ aufsteigen, erklärt auch die größere Bedeutsamkeit und Verbindlichkeit von geltenden Körperidealen für Frauen (Wagner 1999). Obwohl sich

die Karrieremöglichkeiten für Frauen stark erweitert haben, verändern sich die Maßstäbe für das Aussehen nicht. Rodin und ihre Mitarbeiter (1985, S. 269) formulieren: „Women pursue thinness like a career.“ Dünnsein wird damit zum Leistungskriterium.

Die in den Medien präsentierten unrealistischen Bilder vom idealen Körper lösen bei vielen Mädchen und Frauen Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper aus. Experimentelle Studien (z.B. Hargreaves u. Tiggemann 2003) konnten kumulative und langfristige negative Effekte dieser Medienbilder auf das eigene Körperbild zeigen. Repräsentative Untersuchungen aus den USA (Cash u. Henry 1995) zeigen, dass fast die Hälfte (48%) der befragten Frauen ihr Aussehen negativ bewerteten und sich zu dick fanden. Im Vergleich zu einer zehn Jahre vorher durchgeführten Untersuchung (Cash et al. 1986) zeigt sich ein deutlicher Anstieg dieser negativen Körperbewertung von 30% auf 48%.

Frauen, die sich zu dick finden – ohne es objektiv zu sein – zeigen ein auffälligeres Essverhalten (mehr Diät halten, mehr binge eating) und ein niedrigeres subjektives Wohlbefinden (z.B. Cash u. Hicks 1990). Die erlebte Diskrepanz zu unrealistischen Idealen kann als Folge von dysfunktionalen Regulationsmechanismen zum Risikofaktor für die Entwicklung von Essstörungen werden. Weitere individuelle Risikofaktoren für die Entwicklung eines negativen Körperbilds sind Gehänseltwerden, soziale Vergleiche mit Geschwistern und das Vorbild der Mutter sowohl hinsichtlich der Einstellung zum eigenen Körper als auch in Verhaltensweisen wie Gewichtskontrolle und Diät halten. Auch Kritik der Mutter an der äußeren Erscheinung der Tochter wirkt sich negativ auf die Einstellungen der Tochter zu ihrem Körper aus (Rieves u. Cash 1996). Auch wenn die Bedeutung von Schlankheit und Attraktivität für Frauen größer ist als für Männer und sie häufiger unzufrieden mit ihrem Körper sind, betrifft der generelle Entwicklungstrend inzwischen auch zunehmend Männer, für die Muskeldefinition das Ideal darstellt (z.B. Pope et al. 2000).

## Innen: Der Körper als gestaltbare Identitätskomponente

Die Bereitschaft, den eigenen Körper durch das eigene Verhalten oder durch Interventionen von außen zu verändern, hat in den letzten Jahren extrem zugenommen. Der Körper wird als ein „Objekt der Gestaltung, als formbares Medium für die Inszenierung des Selbst“ betrachtet (Klein 2000). Die Gestaltung des Körpers geschieht durch Diäten, durch „body shaping“ in Fitness-Studios, durch Schönheitsoperationen, durch Körpermodifikationen wie Tätowierungen, Piercings oder Brandings, und in Extremfällen sogar durch Amputationen. Ein Phänomen, in dem sich ein veränderter Umgang mit dem Körper besonders deutlich widerspiegelt, sind Körpermodifikationen in Form von Tätowierungen und Piercings.

Die enorme Zunahme der Verbreitung dieser Körpermodifikationen, die in den letzten Jahrzehnten von einem Randgruppen- zu einem Massenphänomen geworden sind, zeigt, dass der Körper als individuelles Gestaltungsobjekt gesehen wird, das ein wesentlicher Bedeutungsträger für die Persönlichkeit des Einzelnen ist. Damit hat sich auch die Bedeutung, die der Körper in der Identität des Einzelnen hat, wesentlich verändert. In welchem Sinne, lässt sich durch das Identitätsmodell von Roy Baumeister beschreiben, das fünf verschiedene Selbstdefinitionsprozesse unterscheidet, durch die Identitätskomponenten erworben werden, und die Bedeutung einzelner Identitätselemente differenziert.

### Das Identitätsmodell von Roy F. Baumeister

**Identitätskomponenten und Identitätskriterien.** Identität besteht aus allen Antworten auf die Frage „Wer bin ich?“ Sie setzt sich damit aus einer praktisch unbegrenzten Menge von Elementen zusammen. Diese Elemente müssen zwei Definitionskriterien erfüllen, um identitätsstiftend zu sein: Kontinuität und Differenzierung. Kontinuität ist die Einheit der Person über Situationen und über die Zeit. Differenzierung beinhaltet den Aspekt der Individualität und Einzigartigkeit. Dieses Kriterium erfüllen Identitätselemente, die die Person von anderen Menschen unterscheiden.

**Selbstdefinitionsprozesse.** Identitätskomponenten werden nach Baumeister (1986) durch fünf Arten von Selbstdefinitionsprozessen erworben. Zuweisungen, einzelne Transformationen, hierarchische Kriterien, optionale Wahlen und notwendige Wahlen. Sie erfordern zunehmend mehr Aktivität von der Person und sind daher zunehmend schwieriger.

Am einfachsten sind Identitätskomponenten durch Zuweisungen zu erwerben. Geschlecht und Familienzugehörigkeit sind Beispiele für zugewiesene Identitätselemente. Selbstdefinition auf der Basis solcher Komponenten ist passiv, stabil und unproblematisch. Unproblematisch bezieht sich dabei allerdings nur auf den Erwerb des Merkmals.

Identitätskomponenten, die durch einzelne Transformationen erworben werden, sind ebenfalls stabil und unproblematisch. Der ritualisierte Übergang von der Kindheit zum Erwachsenenalter durch Initiationsriten stellt eine solche Transformation dar.

Die dritte Art von Selbstdefinitionen basiert auf einer Hierarchie von Kriterien. Reichtum oder Bildung sind Beispiele für derartige Identitätskomponenten. Für solche Identitätskomponenten gibt es keine Kriterien, die definieren, wann man sie erreicht hat. Der Prozess des Erwerbs von Identitätskomponenten auf der Basis von hierarchischen Kriterien ist nie abgeschlossen und muss immer neu definiert werden. Selbstdefinitionen dieses Typs bringen außerdem den Vergleichs- und Wettbewerbsaspekt in die Identität ein. Weil es relativ klar definierte, in diesem Fall quantitative Standards gibt, kann man sich mit anderen vergleichen und von ihnen abgrenzen.

Die letzten beiden Prozesse beinhalten Selbstdefinition durch optionale oder notwendige Wahlen, die das Individuum trifft. Wahlen sind notwendig, wenn es für einen Identitätsbereich mehrere Sets von Kriterien gibt, die inkompatibel sind. Optional sind Wahlen zwischen Komponenten, die man nicht unbedingt treffen muss. Beispiele für solche Identitätsbestandteile sind Religionszugehörigkeit oder Parteizugehörigkeit. Derartige Wahlen werden im Kontext eines übergeordneten Wertesystems getroffen, und wer seine Religionszugehörigkeit oder seine Parteizugehörigkeit ändert, tut dies aus einem persönlich wichtigen, triftigen Grund.

Der schwierigste Selbstdefinitionsprozess sind notwendige Wahlen. Beispiele dafür sind die Berufswahl oder die Partnerwahl. Beides sind wichtige Bereiche der Identität. Für beide Bereiche gibt es viele Optionen, zwischen denen man sich entscheiden muss. Jeder Beruf hat potenzielle Vorteile und Nachteile und die Entscheidung für einen davon kann nur auf der Grundlage individueller Maßstäbe getroffen werden, weil es generelle Richtlinien nicht gibt. Das Fehlen solcher Leitlinien macht diese Art der Selbstdefinition besonders problematisch. Nach Baumeister muss das Individuum heute seine Identität aktiver gestalten, da Identität heute mehr als früher durch Wahlen des Individuums, durch Entscheidungen zwischen möglichen Optionen und Alternativen und durch das Eingehen von Bindungen an individuelle Ziele entsteht.

**Historischer Wandel der Bedeutung von Identitätskomponenten.** Identität ist nach Baumeister aber nicht nur krisenhafter und problematischer geworden, weil sie durch komplexere Prozesse erworben wird, sondern auch weil traditionelle Bestandteile der Selbstdefinition entweder destabilisiert oder trivialisiert worden sind. Destabilisierung bedeutet, dass Komponenten das Kriterium der Kontinuität nicht mehr erfüllen. Trivialisierung bedeutet, dass Identitätskomponenten die Differenzierungsfunktion nicht mehr erfüllen. Identitätskomponenten wie geografische oder familiäre Herkunft oder auch Tugend und Moral, durch die Menschen sich früher definiert haben, sind heute praktisch bedeutungslos für die Selbstdefinition geworden. Andere, wie sozialer Status, Ehe oder Beruf haben teilweise an Bedeutung verloren oder sind instabil geworden. Man kann heute seinen sozialen Status durch eigene Leistungen verändern, im Laufe seines Lebens mehrere Berufe ausüben und mehr als einmal heiraten.

Heute beruht Identität wesentlich mehr als in historisch früheren Zeiten auf instabilen Merkmalen wie Alter und körperlichen Charakteristika oder auf selbstbezogenen Komponenten, die der Einzelne für sich erarbeiten muss. Moderne Quellen von Identität sind die Persönlichkeit des Einzelnen, seine persönlichen Leistungen, sein erworbener Besitz und das Netz seiner Aktivitäten, das ihn von anderen unterscheidet. Die Identitätsentwicklung ist nach Baumeister in

pluralistischen westlichen Gesellschaften krisenhafter geworden, weil mehr Identitätskomponenten durch komplexere Selbstdefinitionsprozesse erworben werden und weil Identität stärker auf instabilen Identitätskomponenten beruht.

#### **Der Körper als zugewiesene aber instabile Identitätskomponente**

An sich ist der Körper eine zugewiesene Identitätskomponente. Anders als andere zugewiesene Identitätskomponenten wie Geschlecht oder Familienzugehörigkeit ist der Körper allerdings eine instabile Identitätskomponente, da er im Verlauf des Lebens regelhaft natürliche Veränderungen durchmacht. Zudem ist das Tabu der Unversehrtheit des Körpers im Zuge des Bedeutungswandels des Körpers als primäres soziales und individuelles Ausdrucksmittel des Selbst gebrochen worden. Selbst radikale und eingreifende Veränderungen des Körpers wie z.B. durch gewollte Amputationen werden heute als Mittel der Selbstverwirklichung betrachtet.

#### **Körpergestaltung als hierarchischer Selbstdefinitionsprozess**

In seiner Bedeutung als Ausdrucksmittel für das Selbst der Person wird der Körper heute als Element der Identität verstanden, das man gestalten kann und muss. Im Hinblick auf daran geknüpfte Eigenschaften wie Schlankheit, Fitness oder Attraktivität kann die Gestaltung des Körpers als hierarchischer Selbstdefinitionsprozess verstanden werden. Die Person kann immer wieder neu eine Vielzahl von Maßnahmen ergreifen, die den Körper nach ihren Wünschen formen – auch wenn die subjektive Kontrolle über das Ausmaß dieser Gestaltbarkeit in der Regel überschätzt wird, z.B. was die realistisch mögliche Reduktion des Körpergewichts betrifft (Brownell 1991).

Diese Art der Körpergestaltung ist außerdem nie abgeschlossen, sondern erfordert Aktivität und kontinuierliches Engagement vom Einzelnen. Auch der Aspekt des sozialen Vergleichs trifft auf die Komponenten Attraktivität, Fitness und Schlankheit des Körperbildes zu. Auch wenn die Wege zum Erreichen dieser Identitätskomponenten grundsätzlich transparent sind, kann die Orientierung an einer nicht realisierbaren Zielvorstellung negative Konsequenzen für die

Selbstregulationsprozesse der Person haben.

#### **Tätowierung und Piercing – Körpermodifikationen als optional gewählte Identitätskomponenten**

Körpermodifikationen wie Tätowierungen und Piercings haben in den letzten Jahren besonders unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen stark zugenommen. In der Altersgruppe von 15 bis 24 Jahren sind 41% der Frauen entweder tätowiert oder gepierct. In derselben Altersgruppe sind 22% der Männer tätowiert (Stirn 2004a). Körpermodifikationen sind nach Stirn (2004b, S. 57) eine Form der „eigenständigen Körperveränderung und -gestaltung“. Das Streben nach Individualität ist der häufigste Grund für eine Tätowierung oder ein Piercing bei Jugendlichen (Armstrong 1991). Als häufigste Motive für die Körpermodifikation werden Kunst und Schönheit sowie Körpergefühl und Individualität genannt (Stirn 2004b). Viele tätowierte oder gepiercte Menschen berichten nach Stirn (2004b) ein verändertes Körper- und Lebensgefühl, sie fühlen sich durch die Körpermodifikation schöner, individueller oder verwirklichter. Mode, d.h. das Mitmachen eines generellen, kurzlebigen Trends, ist dagegen für die Befragten kein Grund, eine solche Körpermodifikation vornehmen zu lassen. Im Gegenteil ist die Permanenz der vorgenommenen Veränderung ein wesentlicher Ausdruck der persönlichen Bindung.

Körpermodifikationen erfüllen das Identitätskriterium der Differenzierung, weil sie in der Regel individuell gewählt und gestaltet sind und einen Teil der persönlichen Geschichte der Person symbolisieren. Körpermodifikationen wie Tätowierungen, Brandings, Scarring etc. erfüllen anders als Piercings, die nicht immer permanent sind, nicht nur das Identitätskriterium der Differenzierung, sondern auch das Identitätskriterium der Kontinuität, weil es sich um dauerhafte Veränderungen des Körpers handelt.

Vom Individuum vorgenommene Körpermodifikationen lassen sich nach dem Identitätsmodell von Baumeister (1986) als Identitätskomponenten verstehen, die durch optionale Wahlen erworben werden. Personen können aus persönlich bedeutsamen Gründen eine derartige Körpermodifikation vornehmen lassen,

## Fazit

Vor allem für Frauen besteht normativ eine zunehmende Diskrepanz zwischen den in den Medien repräsentierten schlanken Körperidealen und der realen Entwicklung, die über die letzten Jahrzehnte eine stetige Zunahme an Körpergröße und -gewicht zeigt.

Gleichzeitig wird die Gestaltung des Körpers und das Streben nach Schlankheit, Fitness und Attraktivität als Pflicht und Verantwortung des Einzelnen angesehen. Die Einstellung zum Körper als zugewiesener Identitätskomponente hat sich damit grundlegend verändert. Das

Streben nach Schlankheit, Fitness und Attraktivität lässt sich mit dem Identitätsmodell von Roy Baumeister (1986) als hierarchischer Selbstdefinitionsprozess beschreiben, der nie völlig abgeschlossen ist. Zusätzlich zu den normativen biologischen Veränderungen, die der Körper im Lebenszeitraum durchläuft, wird er in zunehmendem Maß als individuell gestaltbar und als Medium der Selbstverwirklichung betrachtet, wie die starke Zunahme an Körpermodifikationen wie Tätowierungen und Piercings zeigt.

müssen es allerdings nicht tun. Körpermodifikationen können Ausdruck einer gelungenen Identitätsentwicklung sein, wenn sie aktive Entwicklungsprozesse, die sich nach Marcia (1966) durch die Merkmale Exploration von Alternativen und Bindung an eine getroffene Wahl beschreiben lassen, oder die gelungene Bewältigung von Anforderungen komemorieren oder symbolisieren.

Körpermodifikationen können aber auch ein Ausdruck von Identitätsdefiziten sein, die durch symbolische Selbstergänzungen gefüllt werden. Die Theorie der symbolischen Selbstergänzung (Wicklund u. Gollwitzer 1982) beschreibt einen Prozess der Selbstkonstruktion, in dem selbstbezogene Ziele der Person wie z. B. persönliche Ideale oder berufliche Ziele durch Zielindikatoren oder Symbole ausgedrückt werden. Diese Symbole stellen Bausteine der Selbstdefinition dar. Symbole eines Identitätsbereichs sind substituierbar. Ein Defizit in einem wichtigen Identitätsbereich kann bzw. muss durch andere Symbole desselben Identitätsbereiches kompensiert werden. Die Spannung, die dadurch entsteht, dass Selbstziele nicht realisiert werden können, kann durch Ersatzobjekte (Kleidung, Schmuck, Besitz, Souvenirs, Sammlungen) reduziert werden. Sie wirken nicht nur nach außen als Mittel der Selbstdarstellung, sondern füllen auch Identitätsdefizite der Person. Diese Symbole müssen allerdings nur für den Einzelnen bedeutungstragend sein, ob die soziale Umwelt ihren Bedeutungsgehalt erkennt, ist für diesen Prozess der Selbstkonstruktion irrelevant.

Die Sucht nach immer weiteren Körpermodifikationen wie Tätowierungen kann ein Ausdruck dessen sein, dass sie vorhandene Identitätsdefizite auffüllen sollen. Stirn (2004b) fand in ihrer Umfrage unter den Teilnehmern einer Tattoo-Messe einen hohen Anteil an Personen, die bereits mehrfach tätowiert waren (34% der Männer und 24% der Frauen) bzw. den Drang danach verspürten, sich erneut tätowieren zu lassen (81%).

## Zu den Autoren

**Karin Pöhlmann**

PD Dr. phil., Psychologin und Psychotherapeutin. Leiterin des Bereichs Gesundheitspsychologie und Interventionsforschung an der Universitätsklinik für Psychotherapie und Psychosomatik Dresden (Leitung: Prof. Dr. Peter Joraschky).

Forschungsschwerpunkte: Lebensthemen und Lebensziele, die Veränderung von Selbstregulationsprozessen in der Psychotherapie, persönliche Sinnkonstruktionen, Körperbild und Selbstkonzept.

**Peter Joraschky**

geb. 1947, Prof. Dr. med., Direktor der Klinik und Poliklinik für Psychotherapie und Psychosomatik am Universitätsklinikum Carl Gustav Carus Dresden, Arzt für Psy-



chosomatische Medizin und Psychotherapie, Nervenarzt, Psychoanalytiker.

Forschungsthemen: Familieninteraktionsforschung und Familienpsychosomatik, Psychotherapieforschung, Behandlung traumatisierter Patienten, Körperbild-Diagnostik.

**Korrespondenzadresse:**

PD Dr. phil. Karin Pöhlmann  
Universitätsklinik für Psychotherapie und Psychosomatik  
01304 Dresden

## Literatur

- 1 Armstrong ML. Career-oriented women with tattoos. *New England Journal of Medicine* 1991; 326: 207
- 2 Baumeister RF. *Identity: Cultural change and the struggle for self*. New York: Oxford University Press, 1986
- 3 Broek L van den. *Am Ende der Weißheit – Vorurteile überwinden*. Berlin: Orlanda Frauen Verlag, 1988
- 4 Brownell KD. Personal responsibility and control over our bodies: When expectation exceeds reality. *Health Psychology* 1991; 10: 303–310
- 5 Cash TF, Henry PE. Women's body images: The results of a national survey in the U.S.A. *Sex Roles* 1995; 33: 19–28
- 6 Cash TF, Hicks KL. Being fat versus thinking fat: Relationships with body image, eating behaviours, and well-being. *Cognitive Therapy and Research* 1990; 14: 327–341
- 7 Cash TF, Winstead BW, Janda LH. The great American shape up: Body image survey report. *Psychology Today* 1986; 20: 30–37
- 8 Clinton B. „You do not need to glamorize addiction to sell clothes“. *Federal Document*. Clearing House: 1997 <http://www.cnn.com/ALLPOLITICS/1997/05/21/fdch/clinton/index2.html> 11.10.2005
- 9 Eco U (Hrsg). *Die Geschichte der Schönheit*. München: Carl Hanser Verlag, 2004
- 10 Garner DM, Garfinkel PE, Schwartz D, Thompson M. Cultural expectations of thinness in women. *Psychological Reports* 1980; 47: 483–491
- 11 Hargreaves D, Tiggemann M. Longer-term implications of responsiveness to „thin-ideal“ television: Support for a cumulative hypothesis of body image disturbances. *Eur Eat Dis Rev* 2003; 11: 465–477
- 12 Johnston JE. *Appearance Obsession*. Deerfield Beach, Florida: Health Communications Inc, 1993
- 13 Klein G. Hassgeliebtes Statussymbol. *Bodycheck – Newsletter Deutscher Studienpreis* September 2000, Ausgabe 04. online [http://www.koerber-stiftung.de/wettbewerb/](http://www.koerber-stiftung.de/wettbewerb/studienpreis/frames/frames.php?param=http://www.stiftung.koerber.de/wettbewerb/)

- studienpreis/wettbewerb/wettbew\_newsletter\_04\_2000.html
- 14 Marcia J. Development and validation of ego identity status. *JSP* 1966; 3: 551 – 558
  - 15 Mazur A. U.S. trends in feminine beauty and overadaptation. *J Sex Res* 1986; 22: 281 – 303
  - 16 Pope HG, Phillips KA, Olivardia R. *The Adonis complex: The secret crisis of male body obsession*. New York: Free Press, 2000
  - 17 Rieves L, Cash TF. Social developmental factors and women's body-image attitudes. *Journal of Social Behavior and Personality* 1996; 11: 63 – 78
  - 18 Rintala M, Mustajoki P. Could mannequins menstruate? *BMJ* 1992; 305: 1575 – 1576
  - 19 Rodin J, Silberstein L, Striegel-Moore R. Women and weight: A normative discontent. In: Sonderegger TB (Hrsg): *Psychology and gender: Nebraska Symposium on Motivation*. Lincoln: University of Nebraska Press, 1985: 267 – 307
  - 20 Santonastaso P, Mondini S, Favaro A. Are fashion models a group at risk for eating disorders and substance abuse? *Psychother Psychosom* 2002; 71: 168 – 172
  - 21 Silverstein B, Perdue L, Peterson B, Kelly E. The role of the mass media in promoting a thin standard of bodily attractiveness for women. *Sex Roles* 1986; 14: 519 – 532
  - 22 Stirn A. Die Selbstgestaltung des Körpers. Narzisstische Aspekte von Tattoo und Piercing. *PiD* 2004 a; 5: 256 – 260
  - 23 Stirn A. Motivationen von Tätowierten und Gepiercten für ihre Körpermodifikationen. Ergebnisse einer ersten deutschen Fragebogenerhebung. *Zeitschrift für Klinische Psychologie, Psychiatrie und Psychotherapie* 2004 b; 1: 43 – 58
  - 24 Thiel E. *Geschichte des Kostüms – Die europäische Mode von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Berlin: Henschel Verlag, 1997
  - 25 Wagner W. Gesellschaftlicher Wandel und Körperideal. In: Hessel A, Geyer M, Brähler E (Hrsg): *Gewinne und Verluste sozialen Wandels. Globalisierung und deutsche Wiedervereinigung aus psychosozialer Sicht*. Wiesbaden: Opladen, 1999: 101 – 123
  - 26 Wicklund RA, Gollwitzer PM. *Symbolic self-completion*. Hillsdale, NJ: Erlbaum, 1982
  - 27 Wiseman CV, Gray JJ, Mosiman JE, Ahrens AH. Cultural expectations of thinness in women: An update. *IJED* 1992; 11: 85 – 89